

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 209. Bromberg, den 29. Oktober 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

11. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Herr und Frau Mendelen, Günther und Wenzel v. Mendelen," stellte der Hausherr die eben Angekommenen vor. Pastor Thomsen und Kantor Weckstein saßen bereits bei den andern im Gartensaal, als die Birknitzer kamen.

Eine Zeit lang gab es ein kleines Durcheinander, wie es unvermeidlich ist, wenn eine Gesellschaft von zwölf Personen es unternimmt, sich zu begrüßen.

Wenzel v. Mendelen, der nach dem Manöver einen vierzehntägigen Urlaub daheim verlebte, war aufs angenehmste überrascht, außer der Braut Gerhard Neßlingens noch eine junge Dame zu treffen, und warf sich sofort zu Los Kavalier auf. Lo vergnügte sich heimlich über den rundlichen, kleinen Leutnant mit der ein bißchen zu dick geratenen Nase. Doch er war witzig und schlagfertig, und so unterhielt sie sich gern mit ihm.

Wenzel seinerseits war entzückt von der jungen Dame. Es störte ihn nicht, daß sie eine halbe Handbreit über ihn hinausragte. Im Ge enteil, ihre reichlich mittelgroße Figur, die vollkommenes Ebenmaß mit weicher Rundung verbarg, fand an ihm einen enthusiastischen Bewunderer.

Er verlebte an ihrer Seite einen sehr schönen Abend.

Mit Rücksicht auf die Trauer, in der noch die Jakobusschen Damen sich befanden, wurde nicht getanzt. Und so saß man nach dem Essen zwanglos beisammen und plauderte. Der ältere Bruder Wenzels verabschiedete sich gleich nach Tisch, um seiner kleinen Frau, die ihm vor drei Tagen einen Erbprinzen geschenkt, Gesellschaft zu leisten.

Der Fall entschuldigte natürlich einen solch frühen Aufbruch.

Gemütlich, wie so oft in den vergangenen Jahren, saßen die alten Herrschaften beisammen. Im Nebenzimmer, wo der schöne Flügel stand, musizierten die jungen Leute. Der kleine Leutnant besaß einen prachtvollen Bariton und hatte eine Unmenge lustiger Lieder im Kopf.

Lo hatte noch nie einen so anregenden Abend verlebt. Unermüdlich war sie im Zuhören und Bewundern. Das Brautpaar saß kosend in einer Fensternische und war immer ein bißchen erstaunt, wenn wieder ein Vortrag zu Ende war. Aber sie klappten pflichtschuldig in die Hände, und Wenzel meinte, da sie immer so pünktlich sich meldeten, brauchte man sich das nicht so schwer zu machen, und er vertiefte sich in eine heitere Zwiesprache mit Lo.

„Fräulein Jakobus, das erste, was ich tu', wenn ich nach B. zurückkomme, ist, im Hause Braun Besuch zu machen."

„Soll uns freuen! Hoffentlich haben Sie Glück und laufen unserm Hausknecht nicht in die Hände." Da begehrte er zu wissen, wie das zusammenhänge. Lo erzählte mit einigen Änderungen die Sache.

Da wurde er ganz übermütig und sagte: „Allen Hausknechten zum Trotz werde ich mich in „Villa Braun" einnisten wie eine Haderlaus."

„Pfui! Ein scheußlicher Vergleich!"

„Aber treffend. Man soll immer sagen, wie man denkt, und nicht immer anders tun, wie man ist! Übrigens, Fräulein Jakobus, will ich Sie mal um ein Gutachten bitten. Sind Sie der Ansicht, daß man einen Menschen danach beurteilen kann, wie er schreibt? Ich habe da kürzlich mit einem Kameraden was sehr Interessantes erlebt. Der hatte sich verliebt in eine junge Dame, die er nur aus ihren Briefen kannte."

Lo ließ wie in einem Anfall von Schwäche einen ganzen Stoß Notenblätter fallen. Hastig bückte sie sich und suchte sie wieder zusammen.

Eilfertig, doch noch immer erwartungsvoll um Antwort sie ansehend, bückte sich auch Wenzel danach. Als sie alle aufgehoben, nahm er die Blätter aus der Hand und trug sie auf ein Seitentischchen, alles mit einer Miene, die der große Kant aufgesteckt haben mag, wenn er nach einigen Abweichungen „in Summa" sagte und zum Grundgedanken des Themas zurückkam.

„Nun, bitte, sagen Sie mir mal Ihre Meinung über den Fall!"

Lo war im stillen überzeugt, daß Wenzel selbst der „unbekannte Leutnant" sei und nur den „Kameraden" vorgeschoben habe. Ein bißchen enttäuscht war sie. Sie hatte sich den heimlich Verehrten hübscher, stattlicher gedacht, und hatte nicht die mindeste Lust, sich ihm zu erkennen zu geben.

„Ich meine, daß Ihr Freund etwas sehr Unbedachtes damit getan hat" . . .

„Also, mit andern Worten, Sie sind der Überzeugung, daß man in seinen Briefen nicht so rückhaltlos ehrlich ist, wie man sein sollte?"

Sie zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht! Ich würde mich zwar nie dazu verstehen, in meinen Briefen mich anders zu geben, als ich bin. Doch kann es sehr wohl sein, daß die betreffende Dame anders denkt und handelt. Wie waren denn die Briefe?" Das Herz schlug ihr bis in den Hals bei dieser Frage, aber sie verriet durch kein Wimperzucken ihre Gespanntheit. Ein Stäubchen schnippte sie vom Handrücken, das gar nicht da war, dann sah sie scheinbar harmlos, auf seine Antwort wartend, ihn an.

„Oh! Reizend! Diese Schlichtheit des Ausdrucks, und bei allem so blutwarm, so herzig und lieb! Allem Anschein nach Gelehrtentochter."

„Ah, da doch sicher ein bißchen schulmeisterlich?"

„Aber nein, gerade nicht! Eben alles so ungedrechselt wie möglich. Ach, ich hätte z u gerne dem armen Kerl geholfen!"

„Darf man den Namen dieses unglücklichen Liebhabers wissen?"

Er wehrte mit beiden Händen ab. „Aber natürlich nicht! Ich werd' doch meinen Freund nicht verraten!"

Du Erzschelm, dachte Lo, ich will doch Hannepiep heißen, wenn du es nicht selbst bist . . . „Haben Sie alle Briefe der jungen Dame gelesen, Herr Leutnant?"

„Jawohl, ich hab' sie gelesen, und ich habe den . . . jaso . . . also meinen Kameraden sehr beneidet um die Bekanntschaft oder vielmehr um die unbekannte Schöne, die ihm solche Briefe schrieb."

„Ei, woher wissen Sie denn, daß sie schön war?" . . .

„Hm! Ja . . . einer, den wir geschickt hatten, sie anzusehen, sagte das."

„Allerdings eine sehr sichere Quelle! Warum sind Sie denn nicht selbst gegangen, sie anzusehen? Warum haben Sie nicht versucht, ihre Bekanntschaft zu machen?" . . .

„Das hat der Ha . . . der . . . mein Freund auch versucht, und da hat sie ihn wohin bestellt, und dann ist sie nicht gekommen."

„Da haben Sie's! Gewiß eine Dame der besseren Gesellschaft, die an Langeweile leidet, aber ein Abenteuer nicht auf die Spitze treiben darf" . . .

„Ich kann das nicht glauben, die Briefe waren so ehrlich, alle trugen den Stempel der Wahrheit an der Stirn."

Lo zuckte wegwerfend die Achseln. „Der brave Biedermeierton, das ist das Gefährlichste! Könnt' ich nicht einmal solch einen Brief sehen? . . ."

„Leider nein, da ich sie nicht im Besitz habe."

Ein leises Spottlächeln blitzte aus ihren Augen, als er das sagte. Hätte sie geahnt, daß er die Wahrheit sagte, hätte sie sich natürlich brennend interessiert, wie der Betreffende ihr Nichterscheinen beim Stelldichein aufgefaßt hatte. Aber so war sie überzeugt, daß sie in ihm den unbekannten Briefschreiber vor sich habe, und da er den Erwartungen, die sie hegte, äußerlich so gar nicht entsprach, wollte sie alles tun, um unerkannt zu bleiben und die Sache auf sich beruhen zu lassen. So leicht aber gab Wenzel das angeschnittene Thema nicht auf.

„Tatsächlich hatte sich mein Freund mit dem Gedanken, die Dame zu heiraten, völlig vertraut gemacht" . . . .

„Ah, das ist interessant! Ein Mädchen, das er nie gesehen . . . wie kann man das lieben?"

„Bitte sehr!" widersprach er, „das ist sehr leicht möglich. Fliegen nicht oft Liebeserklärungen von jungen Damen einem alten Dichter auf den Schreibtisch? Er legt all sein edles, bestes Empfinden in seine Werke, man hat ihn nie gesehen und hat ihn doch lieb" . . .

Da war sie besiegt. „Das stimmt allerdings! Ja, es ist ein sehr eigenartiger Fall, das ist wahr! Stehen die beiden gar nicht mehr in Verbindung miteinander?"

„Nein! Gar nicht mehr! Mein Freund hat erwartet, sie würde sich entschuldigen und wegen ihres Nichterscheinens einen wirklichen Grund angeben. Aber das hat sie nicht getan, und so hat er auch nicht mehr von sich hören lassen."

Lo war an diesem Abend sehr erregt. Stundenlang lag sie noch wach und dachte über das Gehörte nach. O du toller Zufall! Mußte sie hier auf dem weltvergessenen Dorfe ihrem unbekannten Leutnant in die Hände laufen! Aber er war doch ganz anders beschaffen, wie sie sich ihn gedacht! Er war nicht halb so hübsch wie seine Briefe, das war eine bittere Enttäuschung, und sie kam nicht so schnell darüber hinweg. Gar zu gern hätte sie es geglaubt, daß tatsächlich nicht er, sondern ein anderer die Briefe geschrieben und die ihrigen empfangen hatte; aber das war wohl ausgeschlossen. Wer zeigt denn so etwas herum? Das verschweigt man doch. Und wenn er behauptete, alle ihre Briefe gelesen zu haben, dann war auch anzunehmen, daß er selbst sie empfangen. Schade! . . . Es ist eben eine faule Sache, „durch die Zeitung" sich kennenzulernen! Als sie zu diesem Abschluß ihrer Gedanken gekommen, schlief sie endlich ein.

VII.

„Ich muß heut' endlich nach Dettenheim hinüber! Seit zwei Tagen ist Rosi daheim, und ich bin noch nicht gekommen, sie zu begrüßen. Erwarte mich also zum Abendbrot nicht, Vater, oder willst du mit?"

Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Geht nicht, Junge! Der Raupach will seinen Abschluß machen kommen, ich hab's ihm für heute versprochen. Es wird ja freilich ein trübseliger Abend werden, so alleine mit dem alten Bullenbeißer. Ich hätt' nichts dawider, wenn zwei hübsche, junge Frauenhände da wären, die mir ein Täßchen Tee und das obligate Butterschnittchen präsentierten. So immer und ewig die Mamsell mit ihrem Tablett . . . es ist ein trauriges Dasein! Wenn du wenigstens 'ne unglückliche Liebe hättest! Daraus könnt' ich die Gewißheit schöpfen, daß du nicht aus Holz und Stein bist, aber so . . . diese ewig sich gleichbleibende Ruhe dem schönen Geschlecht gegenüber! Das bringt mich in die schwersten Besorgnisse."

Hans Wilhelm lachte. Es klang nicht frei und übermütig wie vor einem Jahre. Eine blasse Vorstellung von braunen Haaren und grauen Augen gaukelte ihm ein bißchen unsicher in alle Abwehr hinein.

„Laß gut sein, Vater! Noch bin ich ein alter Stock, aber eines Tages werd' ich sein wie der grünende Stab Arons. Du sollst die heißbegehrte Schwiegertochter haben, aber ob die Sache so idyllisch wird, wie du dir jetzt noch einbildest, dafür steh' ich nicht!" . . .

„Ach! Es war aber doch so schön, wie Rosi noch da war! Man mußte ja freilich furchtbar empört tun über ihre Streiche, aber im tiefsten Herzen war ich ungeheuer stolz auf den Besitz einer solchen Tochter!" . . .

„Was gibst du sie weg! Sie wär' mit 25 Jahren auch noch zurechtgekommen zum Glück." . . .

„Ja, hätt' ich das geahnt, daß es mit dir solch ein Gehänge haben würde, dann hätt mir der Dettenheim unbedingt noch ein halb Dutzend Jahre warten müssen!"

„Wenn ich ihm das heut' abend verrate, fordert er dich auf Pistolen."

„So verschweig's ihm eben. Sag' lieber der Rosi, sie möchte dir in meinem Auftrag mal wieder gehörig die Leviten lesen" . . . .

„Werd's bestellen," und ein lustiges Stücklein pfeifend, ging er hinaus. Im Hofe stand der Stallbursche und hielt das Pferd. Einen übermütigen Wink sandte er noch zu dem schmollenden Papa hinauf, dem doch trotz allem der helle Stolz über den schmucken Sohn aus den Augen lachte.

Weiß der Deibel, philosophierte er, was da mit dem Jungen ist! Aber jedenfalls kann ich mich auf Überraschungen gefaßt machen.

Entweder steckt ihm ganz was Apartes im Schädel, was er nicht haben kann, oder er verheddert sich eines schönen Tages mit irgendeinem Frauenzimmer. Auf alle Fälle bringt er mir was Besonderes; soweit kenn' ich ihn nun schon. Und seufzend trat er vom Fenster zurück.

Indessen gingen Hans Wilhelms Gedanken ähnliche Wege. Sie beschäftigten sich gleichfalls mit seiner Zukünftigen. „Wie hübsch könnte das nun sein, wenn das Mädel mich nicht so versetzt hätte. Hübsch war sie, sagt Paul Blind, und was sie für innere Eigenschaften hatte, das erhellt ja sonnenklar aus ihren Briefen. Es klappte famos. Da muß sie so was machen. Eine Unverschämtheit, mich so zum Narren zu halten. Aber wer weiß, ob der Wenzel nicht recht hatte? Es ist ihr schließlich doch etwas Unerwartetes dazwischengekommen, z. B.. krank kann sie geworden sein, oder hat den Arm gebrochen und kann darum ein halb Jahr lang nicht schreiben oder sonst was . . ." Er sann noch ungezählte Möglichkeiten aus. die unvermutet ihr Kommen verhindert haben konnten. Es tat ihm so weh, daß er keine gute Meinung mehr von ihr haben konnte; darum suchte er nach tausend Entschuldigungen für sie.

Hier in der Stille und Einförmigkeit des Landlebens fehlte ihm der anregende Briefwechsel gar sehr. Und da er alle ihre Briefe sorgsam aufbewahrte und zuzeiten auch wieder einmal durchlas, gewann er doch die Überzeugung, es könne sich unbedingt nicht um böse Absicht gehandelt haben, als sie ihn so schnöde in der Bildergalerie versetzt hatte. Wie oft waren seine Gedanken schon um die Wenn und Aber gekreist! Aber alles blieb unklar und verworren.

Er seufzte tief auf und versuchte, an etwas anderes zu denken. Stramm reckte er sich im Sattel auf und sah mit den klaren, blauen Augen über die herbstlichen Felder. Drüben der Wald in seiner unerreichten Herbstpracht; links hinten das Wäldchen. Dazu die weiche, durchsonnte Luft, die über die Wangen strich. so zart und weich wie Mutterhände zum letztenmal, eh' sie sich zum Sterben schließen.

„Wie bist du so schön, o du weite. weite Welt!" Und da wurde ihm wieder leichter zumut. Er strich sich das blonde Bärtchen und stemmte die Faust in die Hüfte und ließ den Gaul ausgreifen. Ein prächtiges Bild bot er so, und hätte Charlotte Jakobus ihn so sehen können, er hätte in jedem Zuge dem Bilde entsprochen, das sie sich von ihm gemacht; denn der anliegende Reitanzug kleidete ihn nicht schlechter wie vordem die Uniform und zeigte eine prachtvoll gewachsene Männergestalt.

Rosi freute sich sehr. ihn nach mehrwöchiger Trennung wiederzusehen. „Ich habe dir auch was sehr Schönes mitgebracht. Hansi!" . . .

„Oh! laß sehen! Einen Briefbeschwerer oder ein Paar Manschettenknöpfe?" . . .

„Viel was Feineres!" . . .

„Ach! Ich bin gespannteste Neugier!" . . .

Da brachte sie das Bild, wo sie sich mit Frau Kommerzienrat Braun und deren Pflegetöchtern sowie Marias Bräutigam hatte photographieren lassen.

„Ah! Unser guter Neßlingen! Schau' doch einer an! Und das schmucke, blonde Mädchen ist seine Braut? Nein, nein, was sich nicht alles begibt!"

. . . „Wie gefällt dir denn die andre Dame, die mit dem dunklen Haar?"

Ganz scheinheilig tat sie und verriet mit keiner Miene, wie gespannt sie auf den Eindruck war, den das Bild ihm machte

Aufmerksam besah er das Bild. „Ein sehr hübsches Mädchen! Wer ist sie denn?" . . .

„Die Schwester von Neßlingens Braut."

Er sah sie wieder an. „Mir ist, als hätte ich sie schon mal gesehen."

Und er sann nach. Doch die flüchtige Begegnung, die er mit ihr gehabt, als sie auf der Straße aneinandergerannt waren, war ihm im Augenblick entfallen. „Es mag wohl eine Ähnlichkeit sein die mich täuscht," meinte er schließlich und legte das Bild weg.

„Die junge Dame wird mich im Frühjahr besuchen. Da such' also deine ritterlichen Gewohnheiten aus der Rumpelkammer wieder vor, alter Knabe! Du sollst ein bißchen helfen, ihr den Dettenheimer Aufenthalt zu versüßen."

„Schreckliche Aussicht!" seufzte er.

„Du alter Sünder! Wirst du denn gar nicht mal dem Vater die Freude machen, eine Hochzeit zu erleben?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Tucheler Heide.

Von A. Lietz-Koslinka-Tuchel.

Über Teile der Kreise Konitz, Berent, Stargard, Tuchel und Schwetz erstreckt sich die Tucheler Heide, ein Kiefernlabyrinth mit einem Areal von rund 321 000 Hektar. Die Grenzen der Tucheler Heide sind unbestimmt, geologische Forschungen einerseits, geschichtlich beglaubigte Grenzen früherer Zeiten andererseits werden zusammenarbeiten müssen, um die völlig unklaren Abgrenzungen aufzufinden. Im allgemeinen wird den geographischen Verhältnissen ein Grenzzug Rechnung tragen, der über folgende Städte und Dörfer geht: Berent, Hochstüblau, Schmentau, Neuenburg, Gruppe, Schwetz, Bukowitz, Crone a. B., Tuchel, Konitz, Sumin, Lippusch.

Die Tucheler Heide war von dem Menschen seit jeher bewohnt. Daß die Randgebiete eine dichtere Besiedelung trugen, als sie selbst, wie es noch heute ist, ist einleuchtend. Aber eine undurchdringliche Wildnis kann die Heide niemals gewesen sein, da Besiedlungsspuren auf den noch jetzt bebauten besseren Böden ständig gefunden werden. So hat die Heide Siedelungen der Steinzeit, der Bronze- und der Eisenkultur gesehen.

Von der jüngeren Steinzeit an — 4000 bis 2000 v. Chr. — bis in die gotisch-gepidische Kulturperiode — 300 n. Chr. — ist das frühere Westpreußen, mit ihm auch unsere Heide, stets von germanischen Stämmen besiedelt gewesen. (Dr. la Baume — Vorgeschichtliche Bewohner Pommerellens). Bald nach 300 wanderten die Goten aus. Pommerellen zählt im 5., 6. und 7. Jahrhundert nur noch spärliche Reste der ehemals hier sitzenden Germanen. In das fast verödete Land ziehen dann, etwa vom 7. Jahrhundert ab, von Südosten kommend, die Wenden ein und besetzen es ohne Kampf und ganz allmählich. Bereits im 12. Jahrhundert beginnt die langsame Wiedergewinnung der von ihnen besetzten, jahrtausendlang germanisch gewesenen Gebiete durch deutsche Siedler und deutsche Mönche. Nachkommen der Wenden wohnen heute noch in Pommerellen, in der Kassubei, die im Norden an die Heide schließt, sporadisch auch in letzterer.

Zur Zeit der Pommerellenherzöge galt die Heide als die Waldwildnis, in deren Schutz sich das Wild und die Raubtiere in ungezählten Scharen tummelten. Nur einige Hauptstraßen wie die von Schwetz nach Stargard und die von Schwetz nach Tuchel führten durch das Jagdgebiet der Herzöge hindurch. Schon in dieser Zeit begann man die Ränder zu kolonisieren, aber erst als die Deutschritter im Jahre 1310 Pommerellen in ihren Besitz nahmen, wurde die Besiedelung mit aller Macht in Angriff genommen. Der Deutsche Ritterorden ließ sich auch die Pflege des Waldes angelegen sein, doch wissen wir von der Bewirtschaftung der Ordenswaldungen nur, daß an einzelnen Ortschaften „Waldmeister" bestellt waren, daß die Bienenwirtschaft eine große Rolle gespielt und daß die Beutnerzunft besondere Handfeste erhalten hat Auch sind in den Rechnungen des Ordensschatzmeisters, dem sogenannten Treßlerbuch, Preise für Holz und Flößerei überliefert.

Nachdem 1466 im Frieden zu Thorn der König von Polen Herr über das Ordensland, damit auch der Güter und Waldungen des Ordens geworden war, lag die Verwaltung dieser Liegenschaften neben der Landesverwaltung in der Hand von Starosten. Da die Starosten kein Gehalt bezogen, sondern nur Nutznießer des in ihrem Bezirk liegenden Dominalvermögens waren und häufig die Starosteien den herrschenden Familien und ihren Anhängern verliehen wurden, so wurden die betreffenden Liegenschaften, zumeist die Wälder, nach Möglichkeit ausgenutzt. An den flößbaren Flüssen, dem Schwarzwasser und der Brahe, den goldenen Adern der Tucheler Heide, wurde das abgesetzte Holz fortgehauen und zur Weichsel geschafft. Von einer planmäßigen Wirtschaft, irgend einer Kontrolle, von Forstetats und Forstrechnungen war nicht die Rede. Der Mißwirtschaft wurde ein Ende bereitet, als Friedrichs des Großen Hand sich auf Westpreußen legte und sein weitschauender Blick in der Tucheler Heide die Holzkammer Preußens erkannte. Auf Grund der von dem großen König erlassenen zahlreichen, zum Teil recht drastischen Kabinettsordres, betreffend den Wiederanbau, gelang es seinen Nachfolgern und der Zähigkeit preußischer Forstmänner, durchzusetzen, daß die Heide ein ganz anderes Gesicht bekam, die Wälder wurden wieder groß, die Ödländereien verschwanden nach und nach.

Der typische Baum der Heide ist die Kiefer, große Strecken Hochwald, Säule an Säule, ein unendlicher Dom; auch mit Laubholz gemischte Bestände erfreuen das Auge. Als Unterholz macht sich die Cypresse der Heide, der Wacholder, breit, oft in riesigen Ausmaßen. Der Waldboden ist mit Heidel-, Erd- und Preißelbeeren bestockt, eine üppige Flora entzückt den Wanderer vom Frühling bis zum Eintritt des Frostes; die Erika mit dem herbwürzigen Duft ihrer roten Blüten durchzieht die ganze Heide. Edlere Laubhölzer — Eichen und Buchen — finden sich auf kleinen Flächen, häufiger kommt die anspruchslose Birke vor, und zwar die Haarbirke auf den Brüchen, und die Sandbirke auf dem Höhenboden. Untergeordnet kommen als Waldbäume vor: Weißbirke, Espe, Linde, Spitzahorn, Weißbuche, Feldrüster. Die Rotbuche war früher in der Heide viel häufiger, jetzt gibt es nur noch vereinzelte, aber überraschend gutwüchsige Bestände in der Chirkowa, in den Zatokken und in den Forstrevieren Czersk und Wirthy. Als ein anderer Charakterbaum der Heide muß die Schwarzerle bezeichnet werden. Das erscheint zunächst befremdend, weil es sich mit der landläufigen Vorstellung der Tucheler Heide — als eines trostlos öden Kiefernwaldes — nicht verträgt. Trotzdem gibt es in den Talsenken auffallend viel Brüche und Heideseen, deren Mehrzahl schon vollkommen verforst ist. Häufig wird die Schwarzerle von der Grauerle oder von der Moorbirke begleitet.

Der schöne Forst hat auch seine Feinde. Einmal die Waldbrände; es gibt wohl nicht einen Morgen Wald in der Heide, der ungebrannt geblieben ist. Weitere Schrecken der Forstmänner sind die Nonne, der Kiefernspinner, die Forleule. Letztere hat 1922 und 1923 allein in der Oberförsterei Schüttenwalde bei Tuchel an 4000 Hektar Wald vernichtet. Säge und Axt arbeiten heute noch in dem riesigen Leichenfelde des ehemals so stolzen Waldes.

Unsere als „verrufener Erdenfleck" oft geschmähte Heide weist Schönheiten auf, die man nicht vermutet. Hochromantisch ist das ganze Brahetal. Südlich der Oberförsterei Schwindt, nahe Tuchel, liegt die schönste Stelle, die Krone des Brahetales, die „Hölle". Dichter Mischwald, verschlungenes Buschwerk säumt die hohen Flußufer. Ein düsterer Kessel, in den die Brahe stürzt. Eine wilde Szenerie, wie gebannt hängt das Auge an der brausenden Tiefe, donnernd bricht der gischtende Wassersturz nieder und geht tosend über Felsblöcke hinweg.

Ein Stück verträumter Paradiesesschönheit bietet das Revier „Eichberg", ebenfalls nahe Tuchel, mit seinem herrlichen Bestand an Tannen, Eichen und Kiefern in hügeligem Gelände. Eine köstliche Stille lauscht in dem von würzigem Tannenduft durchwebten Forst. Mit tausend Armen hält der schöne Wald den Wanderer fest.

Die „Chirkowa" bei der Försterei Eichwald, Kreis Schwetz, umschließt den reichsten und schönsten „Elsbeeren"-Standort Pommerellens. Auch die „Eibe", ein jetzt sehr seltener Baum, kommt in der Heide vor. Den größten Eibenbestand hat nicht nur in der Tucheler Heide, sondern in ganz Mitteleuropa der „Cißbusch", romantisch am Mukrz-See gelegen. Dort befinden sich in einem Mischbestand von Linde, Bergahorn, Weißbuche, Birke und Kreuzdorn mehr als tausend erwachsene Eiben. Froh gedeihend durchzieht die Eibe auch als Unter- und Zwischenholz den ganzen Bestand der Chirkowa. (Der Cißbusch und die Chirkowa sind als Naturdenkmäler geschützt.)

Thüringer Landschaften ins Kleinere übersetzt sind die prachtvollen Partien im Schwarzwassertal. Als Naturschönheiten mögen u. a. Erwähnung finden: das „Paradies" bei Wildungen, die „Zatokken" bei Klinger, der Schutzbezirk Wildgarten mit duftenden „Balsampappeln" am rauschenden Wildgartenfließ, „Wolfsschlucht" und „Spielplatz" zwischen Osche und Laskowitz.

Als Sehenswürdigkeiten und, weil Naturdenkmäler vom Hiebe geschont, seien kurz genannt: Reck-, Beut-, Knollen-, Schlangen-, Schuppen-, Königs- und zweibeinige Kiefern in den betreffenden Revieren. Sehenswert sind ferner die Rieselwiesen-Anlagen zwischen der Brahe und dem Schwarzwasser. Da es wenig Naturwiesen in der Heide gibt, wollte schon Friedrich II. aus den unfruchtbaren Brüchen der Heide nutzbare Wiesen schaffen, aber die von ihm ins Werk gesetzten Meliorationen sind nicht zur rechten Blüte gelangt. Friedrich Wilhelm IV. nahm den Gedanken in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder auf und erweiterte ihn dahin, daß er nicht nur die Entsumpfung unergiebiger Brüche, sondern auch die Bewässerung großer sandiger Flächen zum Ziele setzte. Die staatlichen Rieselwiesen umfassen eine Fläche von 1200 Hektar, der Rieselkanal der Brahe hat eine Länge von 25 Kilometern, der des Schwarzwassers eine solche von 20 Kilometern. Tausende von Menschen arbeiteten an den Rieselanlagen, letztere, zu jener Zeit betrachtet, waren ein Kulturwerk ersten Ranges. Es kam damals viel Geld in die arme Heide, mancher Vorfahr hat durch den klingenden Segen den Grundstock für die gewisse Wohlhabenheit der jetzigen Generation gelegt. —

Noch einige Naturdenkmäler seien erwähnt. Auf einem kleinen Moor bei der Schäferei, nahe Tuchel, wächst die „Gletscherweide", ein Zeuge der Eiszeit. An der Eisenbahnstrecke Tuchel—Laskowitz liegt die Station „Leosia", zu deutscher Zeit „Teufelstein" geheißen. Letztere Benennung führte die Station von einem großen erratischen Block, den man mit 100 Schritt durch den Kiefernwald erreicht und der

von der Bevölkerung „Teufelstein“ genannt wird. Der auffällige, sagenumsponnene Felsblock hat einen Umfang von 25 Meter, liegt 2,50 Meter über und 2,70 Meter unter der Erde. In heidnischer Vorzeit soll der Teufelstein als Opferaltar gedient haben.

Als vorgeschichtliche Denkmäler wären die „Steinkreise“ bei Odry zu nennen. Im Belauf Odry (Jagen 226) finden sich neun Steinkreise und elf Gruppen Trilithen — jeder Trilith drei große aufrechtstehende Steine — aus der neolithischen Zeit des Menschen. Die Steinkreise bestehen aus 15—24 ganz regelmäßig um einen mittleren Block aufgerichteten mächtigen Steinen; der Durchmesser der Kreise beträgt 15—34 Meter. An solchen Grabstätten aus der ältesten vorgeschichtlichen Kulturzeit Westpreußens, der jüngeren Steinzeit, den sogenannten Hünengräbern, war die Tucheler Heide sehr reich, aber in den meisten Fällen sind die Hünengräber der fortschreitenden Kultur zum Opfer gefallen.

An Wild ist die Heide nicht überreich, es ist aber alles vertreten: Hirsch, Reh, Schwarzwild, Hase, Fuchs, Marder, Iltis, Fischotter. Der Wolf ist vollkommen ausgerottet, leider auch der Biber, der ehedem im Schwarzwasser und in der Brahe zu finden war. Ebenso ist der Bär, der Urstier, das Elen — die Moorkuh der Ordensritter — und das Wildpferd verschwunden.

Die Vogelwelt der Tucheler Heide ist von großer Eigenart; eine erschöpfende Abhandlung über dieselbe würde jedoch über den Rahmen dieses Artikels hinausführen. Der gewöhnlichste Raubvogel der Heide ist der Mäusebussard, nicht selten sind die Strauchritter der Heide, der Sperber und der Hühnerhabicht. Auch den Lerchenfalken und den Wanderfalken beherbergt unsere Heide noch, an den Rändern tritt der sanfte Turmfalke auf. Zu den größten Seltenheiten gehören schon der kleine Schreiadler, der Schlangen- und der Flußadler. Dem Uhu, dem Zurückgebliebenen aus der Sagenwelt, droht auch der Untergang; der noch kleine Bestand fällt der Habsucht und der Unvernunft zum Opfer. Der königliche Schwan belebt einige größere Seen der Heide; ein Dorado für Sumpf- und Wasserwild ist der Udschitzsee, hier findet sich alles beisammen, was sonst die Gewässer der Heide einzeln aufweisen, ein wirkliches Naturmuseum. Verstreut in der Heide finden sich noch Reiherkolonien und wenige Horste des schwarzen Storches. Der Kranich ist als Brutvogel über die ganze Heide, wenn auch nur in einzelnen Pärchen verbreitet. Auerwild, welches seit 1840 gänzlich verschwunden war. hat sich seit einigen Jahren im Nordwesten der Heide wieder eingefunden, Birkwild ist verhältnismäßig gut verbreitet

Viel. sehr viel Interessantes ließe sich noch über unsere Heide schreiben, aber die Hauptsache ist, ihre hervorragenden landschaftlichen Schönheiten sind entdeckt und die Auffassung marschiert, daß die Tucheler Heide nicht ein verrufener Erdenfleck ist, sondern das Schmuckstück der Provinz darstellt.

Bunte Chronik



*** Ein Veteran von 1812 gestorben.** Wie die kaukasische Presse berichtet, starb vor kurzer Zeit in Tiflis der letzte Teilnehmer des Napoleonischen Feldzuges von 1812. Der Veteran hieß Andreas Nikolajewitsch Andruszenko. Zur Zeit des Vormarsches Napoleons auf Moskau hatte er bereits Korporalsrang und stieß mit seinem Regiment später beim Rückzug der Franzosen bis an die Beresina vor. Der älteste Mensch unserer Zeit war 45 Jahre lang Soldat; da es früher kein Volksheer in Rußland gab, nahm er an vielen Feldzügen teil, und auch am großen polnischen Aufstande des Jahres 1831. Er wurde dreimal verwundet und trug an seiner Wange zahlreiche Säbelnarben. Andruszenko wurde über 150 Jahre alt. Bis zu seinem Ableben war er geistig völlig frisch und erzählte gern von seinen früheren Erlebnissen. Seine Lebensweise war die denkbar einfachste. Bis zum Jahre 1916 bezog er eine Invalidenpension, nach der Revolution war er auf die Gnade seiner Urenkel angewiesen. Er trank wenig Alkohol, nur einmal, vor 125 Jahren, behauptete er, wäre er einmal betrunken gewesen. Am Vorabend seines Todes begab er sich von seinem Wohnort einem bei Tiflis gelegenen Dorfe, nach der Stadt, um Tabak einzukaufen. Nachdem er seine Pfeife gestopft hatte, setzte er sich auf eine Bank im Stadtpark und schlief dort ein, ohne wieder zu erwachen.

*

*** Verhängnisvoller Ausgang eines Kinderspieles.** Wie ein Berliner Blatt aus Genf berichtet, spielten in einem Walde in der Nähe von Neuchatel mehrere Kinder Richter. Sie verurteilten einen siebenjährigen Knaben zum Tode und legten ihm einen Strick um den Hals, worauf sie ihn auf einen Baum hängten. Die Knaben liefen dann davon und ließen ihren Gefährten hängen. Ein herbeigeholter Arzt bemühte sich vergeblich, das Kind wieder ins Leben zurückzurufen.

*

*** Selbstmord im religiösen Wahn.** Einen Selbstmord unter merkwürdigen Umständen verübt hat eine Frau Eppert in Lichtenberg. Diese Frau gehörte seit längerer Zeit einer religiösen Sekte an und trug seit diesem Augenblick ein ziemlich scheues Wesen zur Schau. Sie lebte gänzlich zurückgezogen und blieb stets in ihrer Wohnung mit ihren beiden zehn und zwölf Jahre alten Söhnen zurück. Der Ehemann begab sich zur Nachtarbeit. Die Kinder gingen früh zu Bett, während die Mutter sich noch in der Küche zu schaffen machte. Gegen ein Uhr nachts wurden die beiden Knaben durch einen starken Qualm aus dem Schlafe geweckt und schrien in ihrer Angst laut um Hilfe. Hausbewohner alarmierten die Polizei und Feuerwehr, deren Beamte gewaltsam in den brennenden Küchenraum eindrangen. Hier bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick dar. Auf dem Kohlenkasten saß die vollständig verbrannte Frau Eppert, während helle Flammen aus dem Kasten hervorschlugen. Außerdem waren sämtliche Gashähne in der Wohnung geöffnet. — Die Untersuchung ergab, daß die Frau, vom religiösen Wahnsinn befallen, bereits vor einigen Tagen einen Selbstmordversuch unternommen hatte. Frau Eppert hatte in einem solchen Anfall den Kohlenkasten mit Karbid gefüllt, zündete ihn mit dem leicht brennbaren Inhalt an und setzte sich dann in die Flammen, um unter entsetzlichen Qualen den Feuertod zu finden. Die Leiche wurde nach Aufnahme des Tatbestandes beschlagnahmt.

*

*** Wikingerspuren auf Labrador?** Eine englische Expedition unter Führung des Altertumsforschers Donald B. Mac Millan, die längere Zeit Labrador und Grönland besucht hatte, gibt an, auf Labrador uralte Wikingerspuren gefunden zu haben. Auf der Insel Sculpin, 7 Meilen von Nain (Labrador), waren die Teilnehmer der Expedition unvermutet auf eine Gruppe von Ruinen gestoßen, die nach Ansicht aller die überreste einstiger Wikingerbauten darstellen. Das Alter dieser Ruinen wird auf ungefähr 1000 Jahre geschätzt, und zwar auf Grund von sorgfältigen architektonischen Vergleichen mit Ruinen auf Grönland, welche die gleichen baulichen Merkmale aufweisen und von denen man mit Bestimmtheit weiß, daß sie von Wikingern stammen, die von Norden her dorthin gesegelt waren. — Mac Millan gedenkt im nächsten Jahre an die Fundstelle zurückzukehren, um durch die Freilegung einiger am Fleck befindlichen Gräber neue wissenschaftliche Aufschlüsse zu erzielen, die ihrerseits die Hypothese von der fraglichen Wikingerkolonie auf Labrador zur Tatsache erhärten sollen.

*

*** Das kurze Leben einer Dollarnote.** In der letzten Zeit beobachtet man in den Vereinigten Staaten die merkwürdige Erscheinung, daß die Dollarnoten, die man noch im Jahre 1924 durchschnittlich jeweils 20 Monate in ständigem Gebrauch haben konnte, ehe sie bis zur Unbrauchbarkeit abgenutzt waren, es jetzt nur mehr auf eine Lebensdauer von kaum einem halben Jahr bringen. Diese Erscheinung, die man zum Teil auf den in den letzten Jahren ganz besonders gesteigerten Umlauf der Noten, zum anderen Teil auch auf die nachlässige Behandlung des Papiergeldes zurückführt, ist nun insofern besorgniserregend, als der Ersatz für die abgenützten Scheine, der jetzt schon im Jahre einen Verbrauch von über 1200 Tonnen Papieres und an die 4 Millionen Dollar erfordert, den Staat in Zukunft noch weit höhere Summen kosten würde.

*

*** Tigersichere Bahnwärterhäuschen.** Auf einigen Strecken der indischen Madraseisenbahn führt der Schienenweg durch dichten Dschungel, in dem sich nicht selten auch Tiger aufhalten. Da es sich nun zu oft ereignet, daß die Streckenwärter und Weichensteller auf ihren Dienstgängen von Tigern bedroht, ja, sogar getötet wurden, hat man in neuerer Zeit tigersichere Bahnwärterhäuschen aufgestellt. Die aus Beton gebauten Häuser können im Gefahrsfalle mit starken Gittertüren verschlossen werden und bieten den Eisenbahnbediensteten nun sicheres Obdach und Zuflucht, wenn einer der „Menschenfresser“, wie man die Tiger dort nennt, ihr Leben bedroht.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg